ebenfalls als störend zu fühlen begann. Doch da war vorerst nichts zu machen. Die Kombination der Wohnungen ermöglichte ein billiges Leben, und dazu waren wir alle gewöhnt. Meine Mutter hatte eine kleine Staatspension von dreihundert und einigen hundert Gulden jährlich. Was sonst an kleinen Sparanlagen und ähnlichem vorhanden war, war so geringfügig, daß es die Jahressumme vielleicht auf etwas über vierhundert Gulden erhöhte. Damit zu leben und ein heranwachsendes Kind zu nähren und zu erziehen, war auch zur damaligen Zeit ein Kunststück. Als Mädchen hatte meine Mutter Klavierstunden gegeben. Jetzt versuchte sie, diese Tätigkeit wieder aufzunehmen, hatte aber zunächst kein Glück; es waren zu viel Lehrtage da. So hieß es denn sparen und nochmals sparen.

Meine Tante Etel war etwas besser daran als wir. Sie konnte sich ein Dienstmädchen halten und eigene Küche führen. Wir, meine Großmutter, die ebenfalls so eingeschränkt wie möglich leben mußte, und meine Mutter, hielten sich nur eine gemeinsame Bedienung, die einige Stunden zu den notwendigsten Arbeiten ins Haus kam und uns das Essen aus einem Gasthaus brachte. Die Mahlzeiten nahm jede Familiengruppe für sich in drei Zimmern ein. Nachmittags gab es damals überhaupt keines. Am die Jausenstunde oder vielleicht etwas später ein Milchkafee mit Semmeln, wozu an Sonn- und Feiertagen etwas Butter und Honig spendet wurde, bildete den Schluß der täglichen kulinarischen Genüsse. Wenn ich dann zu Bett gebracht war, versammelten sich die Frauen im Zimmer meiner Großmutter; sie trübten dort ihre Erinnerungen, die unter dem Duvder beiden Todesfälle keine allzufröhlichen gewesen sein werden, ausgetauscht und mit dem Durchgehen der täglichen Ereignisse sich die Zeit vertreiben haben.

Ich litt unter dem Druck der beschränkten Verhältnisse, die mir nach und nach zum Bewußtsein kamen, immer mehr. Je älter ich wurde. Die Stellung meiner Eltern in Zara, ihr Beruf, die pekuniäre gesicherten Verhältnisse, die besagliche Wohnung, die bessere Stimmung vor der schweren Erkrankung meines Vaters, und ganz gewiß nicht zuletzt der Klang, der in jenen Gegenden über Meer und Himmel lag, das alles war mir so frisch im Gedächtnis, als daß ich keine Vergleiche mit der trüblichen Gegenwart angefallen hätte. Warum sind wir jetzt so arm? Warum wird mir oft der kleinste Wunsch abgeschlagen? Warum bin ich nicht mehr so häßlich angezogen wie früher und wie andere Kinder, die ich täglich auf der Straße sehe? Warum möchte ich oft so gern was essen und kriege es nicht? Warum ist mir oft so kalt? Das waren Fragen, die auf mein Gemüt einwirkten, und dadurch an Heftigkeit zunahmen, daß ich sie mir nicht beantworten konnte, sowie sie auch, wenn ich sie laut ausbrach, nicht dadurch beantwortet wurden, daß meine Mutter mir solche Fragen verweigerte und mir zu erklären versuchte, daß es Gottes Wille sei, was den Menschen treffe und daß man sich ihm fügen müsse. Naturgemäß bildete unsere beschränkte Lage ein häufiges Gespräch der Frauen, schon deshalb, weil jede Mutter, jede, selbst die notwendigste Anschaffung auf das genaueste überlegt werden mußte. Dadurch hätte ich immer von Dingen reden, die meine empfindsame, dem Herzeren und Sonnenigen gemehrte Seele verärgerten. Gewiß steht sich auch etwas wie Leid in mein Gemüt gegen solche, denen es besser ging; und ich sah es ja in nächster Nähe, daß es solche gab. Meine Tante Etel, die ich gewiß nicht in glänzenden, aber doch immerhin in weit besseren Verhältnissen wie ich, sah ich nur, daß sie ihrem Sohn Arturo etwas zuwandte, was ich auch für mich verlangte und bekam zur Antwort: „Mein Kind, das kann ich dir nicht geben.“ So entstand bei mir das Verlangen auch demütigsten Bewußtsein, zurückgesetzt zu sein, ausgeschlossen von Freuden, die andere genießen durften, wobei mein kindlicher Egoismus doch das, was meine Mutter ja doch das selbe Schicksal hatte wie ich, und daß es in uns im Verhältnis zu manchen anderen noch sehr gut ging. Dazu kam als besondere Genüßung, daß ich gar keine Gelegenheiten hatte, mit Altersgenossen zu verkehren. Mein Vetter Arturo, trotzdem er stets sehr liebend zu seinem „Neger“ war, wie er mich nannte, war im Vergleich zu mir viel zu alt, um ein richtiger Spielkamerad zu sein. Auch meines Vaters gab es sonst weder in der Verantwortung noch in unserem spätkindlichen Bekanntheitskreis, der aus einigen älteren Onkeln, meistens Frauen, bestand. So war ich eigentlich ganz allein. Mein Lieblingsplatz war eine Ecke unseres Zimmers, wo ich oft Stundenlang in meinen trüblichen Gedanken hockte und zur Decke hinauf starrte, wo aber nicht, wie in Zara, ein Stern genalt war, über den ich mich wundern konnte. Ich weiß, wie oft sich meine Mutter über die Veränderung beklagte, die mit mir vorgegangen war. Früher sei ich lebhaft gewesen, hätte für alles Interesse gehabt, jetzt sei ich oft ganz apathisch; sie wisse gar nicht, was sie mit mir anfangen solle.

In welcher Vermögensverfassung ich mich damals befand, zeigt der nachfolgende Versuch. Meine Eltern hatten vor mir noch ein Kind gehabt, ein Bubere, Alois mit Namen, den sie „Luigi“ nannten. Der arme Kleine war zwei Jahre vor meiner Geburt an der Diphtheritis (damals sagte man „häutige Bräune“) in Graz gestorben. Der frühzeitige Tod meines Vaters erneuerte den Schmerz meiner Mutter, dieses Kind verloren zu haben, dessen liebstenwerte Eigenschaften sie mir immer und immer wieder als Muster hinstellte, was jedoch keine gute Wirkung auf mich ausübte. Zum Gefühl der Zurücksetzung durch äußere Umstände gesellte sich noch die unheimliche Lieberzeugung, daß der Geist eines andern um mich feht, der offenbar besser war wie ich, und eine Art von Grimm gegen den Verstorbene wuchs in mir auf. Einmal erschienen er mir im Traum — Träume spielten stets eine Rolle in meinem Leben — größer und älter als ich, etwa so alt, wie er damals hätte sein müssen, wäre er am Leben geblieben. Ich machte ihm heftige Vorwürfe, daß er mir die Liebe meiner Mutter entzöge. Er erwiderte nichts — merkwürdigerweise hatte er den Kopf verbunden — sondern sah mich nur mit einem ruhigen, seltsam leuchtenden Blick an, einem Blick, wie er wohl denen zu eigen sein mag, welche die Schwelle des Jenseits überschritten haben. Dies erregte mich noch mehr und ich schlug nach der Erscheinung, erwachte schreitend und in Schweiß gebadet, brachte es aber nicht fertig, den Trau an meiner gestorbenen Mutter zu erzählen. Mein beständiger Grimm war wüde weiter. Eines Tages gingen wir alle auf den Kirchhof und kamen auch an das kleine Grab meines Bruders. Als meine Mutter abermals die Vorzüge des verlorenen Kindes pries, packte mich eine unbegreifbare Wut und ich schrie einen Schrei gegen das Grabkreuz, das umfiel. Diese heilige Tat löste aber glücklicherweise meine besterzte Natur aus, denn ich hätte augenblicklich eine tiefe Reue und verdrachte geraume Zeit in einem dumpfen, un-

glücklichen Zustand. Ich hat meine Mutter inphändig, mich wieder zum Grab zu führen, was das kleine Kreuz inzwischen ausgerichtet worden war. Ich weiß, daß ich es inbrünstig umfiel und küßte. Meine Mutter mußte mir nun aber recht viel von „Luigi“ erzählen und betrachtete ich oft und gern die kolorierte Photographie, die das liebe blonde Kinderköpfchen mit geschlossenen Augen darstellt, wie es auf der Totenbahre lag, das einzige Bild, das von meinem Bruder existiert.

Popper-Annkeus.

Zum 81. Geburtstag.

Von
Else Feldmann.

Wie im Traum gehe ich jedesmal diesen Weg von der Elektrischen durch die paar kleinen Gassen, die Postgasse, dann biegt man ab in die Trauttmannsdorfergasse, die Wattmannsgasse, dann kommt gleich die Wottergasse.

Es ist alles so ruhig, so feierlich; selten begegnet man Leuten; bald geht ein feudal aussehender Herr an einem vorüber; ein Hausmädchen mit einem Hund, und manchmal häßt ein Kind über den Weg; sonst aber ist es still.

So oft ich das Sträßchen Wottergasse hinuntergehe, bis zum zweiten Hause, ist es mir, als fühlte ich mich von allem befreit. Das Haus hat ein Gärtchen und Laternen sind darin. Blattpflanzen. Im Sommer gibt es viele Blumen und die Vogel singen in den Bäumen. Jetzt liegt das Gärtchen im Nebel da und alles steht aus wie verzaubert.

Ich gehe die Stufen hinauf. An der Türe ist ein Schild: Josef Popper. Ich läute. Annel macht mir auf. Mit einem rajchen Blick prüft sie, ob sie wohl und gesund ist; dann liegen wir uns in den Armen. Mariel kommt aus der Küche. Diese zwei Frauen, Tante und Nichte, die je zwei guten Hausgeister, diese beiden Primiden der Wottergasse, „Annel“, fächere ich — denn Popper schläft um diese Zeit — „wie geht es untern...?“ Und von ihrem Gesicht lese ich es ab. Ist das Gesicht rosig und heiter, liegt ein Lächeln über diesem schönen, jungschönen Frauenantlitz, dann geht es gut; ich habe ihr Gesicht schon an Tagen gesehen, wo es schmerzverzerrt und trüblich war; dann ging es schlecht. Gestern war Annel's Gesicht wieder voll Sonnenschein; also ging es gut.

Ich sitze eine Weile bei Annel und Mariel. Sie erzählen mir ihre Wirtschaftsgänge, ihre häuslichen kleinen Freuden und Weiden; dann aber sprechen wir von Politik, von Büchern, von geistigen Säden. Ich erzähle ihnen, was ich gelesen, was ich geschrieben habe.

Nach einer Viertelstunde ist Popper erwacht; man kann zu... herein. Ich öffne leise die Tür, ohne anzuklopfen. Wie befehlend ist es, in diese leeren Räume zu blicken.

Popper ist vollkommen wohl, jugendlich und frisch. Er ruht auf dem Sofa, aber manchmal geht er auch im Zimmer umher mit seiner hohen, aufrechten Gestalt — was sind die Jahre für das Genie! — man muß bewundernd stehen bleiben und ihn anschauen: Welch ein schöner Mensch! In einem dunkelgrauen Anzug, weichen Strümpfen, dunkler Halsbinde; sein und normales sieht er aus. Das wunderbare Haupt mit dem hermelinartigen Silberhaar, die Augen, die eine Welt der Güte und Liebe ausstrahlen. Alles an dem Mann ist so göttlich groß und menschlich zugleich.

Ich setze mich zu ihm und wir sprechen. Ich halte seine Hand in meinen Händen und ich fühle es wie etwas Heiliges — soll ich es Traun, erfüllte Sehnsucht, Glück oder Götterdienst nennen — ich möchte die Stunde festhalten, den Tonfall der geliebten Stimme mit mir nehmen.

Wir sprechen von der „Mährpflicht“. Ich sage, was mir gerade durch die Seele geht. Die Mährpflicht wird Wasser. Das Geld ist nichts mehr, die Bäre ist alles. Alle Reichümer, aller Ehrlich ist nichts, wenn nicht die Arbeit da ist, die heroischen bindenden Arbeit. Ich komme täglich zu Menschen, die im schrecklichsten Elend leben. Frühgeleitete Männer, die das Leben gepulshier Tiere hinter sich haben; Frauen, die weder Glück noch Liebe kennen gelernt, die Kinder geboten in Haß und Verarmung, Kinder, die nicht lachen und spielen können, nur föhnen und klagen. Es sind oft liebendster Menschen, edel in ihrem Denken und Fühlen und trotzdem geschändet von Armut.

In einigen Jahren, wenn der Sozialismus das Gut der ganzen Welt geworden ist, werden sich die Menschen bekümmern: Wohltätigkeit — welch trauriger Gedanke! — wo es ein Betrug an den Armen! Demnach ist nicht von seinem Lebensfuß, aber erst dann, wenn der Reichente am Zugrundegehen ist. Wenn ich nicht mehr gehoben werden kann. An Stelle der schändlichen Wohlthatigkeit tritt die soziale Fürsorge. Aber auch soziale Fürsorge wird immer Stückwerk bleiben. Wie werden die „Reichentümer“ in den Dachkammern aufgefunden werden, nie die Mutter, die schweigend für ihre Kinder hungert. Zimmer werden viele zugrunde gehen, viele verhungern, viele umgeht dahingehen.

Es hat das Gefühl der allgemeinen Mährpflicht wird die Menschheit vom Hebel der Armut und des Verhungerns erlösen.

Die größte Verletzung aller Zeiten, die ein Mensch für die Menschheit gefunden hat: Jeder in Staat ohne Ausnahme ist gesichert für Wohnung samt Einrichtung, Nahrung, Kleidung, ärztliche Hilfe und Krankenpflege.

Meine Mutter wird mehr von der Sorge zerfressen werden; wo nehme ich für den nächsten Tag Brot für meine Kinder; kein alter Arbeiter wird mehr denken; wohin lege ich mein müdes Haupt, wenn das Brot für Dohnalose geschloffen ist.

Die allgemeine Mährpflicht wird Selbstverständlichkeit, wird Gesetz geworden sein. Es wird nicht mehr denkbar sein, daß Menschen das, was sie unbedingt zum physischen Leben haben müssen, nicht bekommen sollten.

Popper-System wird es erleben. Es wird das Wunder geschehen, daß einer der größten Gedanken, der je von einem der größten Menschen gedacht wurde — verwirklicht werde.

Sie könnte es anders sein! Das wirtschaftliche Programm der Sozialdemokraten, wenn es eines gäbe, führt nicht aus dem Chaos.

Es ist einfach und klar wie der Tag, nur das Gesetz der allgemeinen Mährpflicht kann Lösung und Zeit der Zukunft sein.

Im Zimmer ist es finster geworden. Josef Poppers Augen schauen mich ernsthaft an.
In der Ecke leht der große Denker und Menschenbegluder, lenkt die Wotter's blasse Gesicht aus dem Dunkel.

Gespräch mit Auguste Wilbrandt-Baudius.

Von
Karl Warilaun.

Um es gleich zu sagen, die Aufregungen des bournerschtigen Bremerienlandals haben Frau Wilbrandt nicht im mindesten geschadet. Man trifft sie am Mittagsstück ihrer Pension, in die sie sich nach verschiedenen umständlichen Hotelreisen nun definitiv gesiedelt zu haben scheint; und es ist selbstverständlich, daß sie an diesem langen, weißgeputzten Tisch, um den dreißig außerordentlich demotralisch aussehende Hochstetler stehen, genau in den Vorhitz führt, wie in den aristokratischen Salons ihrer neu- und wohlgeputzten Freundin n, denen diese wunderbare Leipzigerin Auguste Baudius um einen guten Adelsalmannach von Lebenswürdigkeit, Charme, Robesse und Humor voraus zu sein pflegt.

Das Gespräch kommt selbstverständlich auf die denkwürdige gestrige Theaterfahrl, die immerhin ein in den Lebenserinnerungen der siebzehnjährigen Burgschauspielerin noch nicht vorgetommenes Erlebnis ist und von Frau Wilbrandt als ein so juguliges nachträgliches Reiterlebnis aufgefaßt wird. Sie hätte vielleicht einigen Grund, sich über die Taktlosigkeit eines Stiehpatterres zu beklagen, das ausgerechnet den Augenblick, in dem die verewungswürdigste Frau dieses Burgtheaters auf der Scene stand, für den richtigen hielt, um einer wertvollen oder eingebildeten Entfaltung mehr gekühlpoll als überzeugend Luft zu machen. Gerade darüber aber geht Frau Wilbrandt mit der ganzen Robesse und dem tanner wieder verführenden Humor ihres guten Herzens hinweg. Sie, die viel zu klug ist, um verpflichtet zu sein, von ihren Mitmenschen immer nur das Beste zu denken, ist nur in einer einzigen Beziehung wirklich eine sehr alte, nämlich aus sehr anderen, besser erzeugenen Zeiten abstammende Dame: in ihrer unbegleitigen Menschlichkeit nämlich, solche Manieren nicht bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Und in dieser einen, einzigen Beziehung ist diese vielleicht weitgewandteste Frau unseres ganzen deutschen Theaters von einer scharmannten Weltfreundin; sie glaubt wirklich an die Ehrlichkeit jedes Einzelnen, der ausgerechnet an einem Bremerabend im Burgtheater einen Zuschichtsanfall über die auf der Bühne aufgetretene und sogar gegessene Fischgerichterze bekam. „Ich verheße das ja alles“, sagt sie, „wir leben in scheidlichen Zeiten, die Leute sind mit Nervosität geladen, sie bringen ihre Sorgen und ihre Schicksalsangst mit ins Theater und irgendein kleiner Anlaß genügt, daß sie ihren Kopf verlieren.“

Daß die — übrigens sehr kleine und nach Anblick mit 100jähriger sozialer Unfähigkeit unter die Wotter'schen verzeilt — Toris bloß der zufällige Anlaß war, um namens der denkwürdigen Kunst Reivald gegen ein paar unglückseligerweise nicht in Wotter'scher geborne Zuschichtsanfälle zu schlagen, versteht gerade Frau Wilbrandt etwas schlecht. Wenn sie ihre Erinnerungen, aus denen sie erst unglücklich ein mit der reisenbilden guten Laune geschriebenes Burgtheaterbüchlein gemacht hat, nicht löschen, so haben gerade am Burgtheatertempel deutscher Kunst nicht so wenig Franzosen selbst mitgedaut. Und sie wiederholt bloß, was lange vor ihr Heinrich Krause, dem einige Verdienste um deutsche Theaterkultur kaum abgerechnet werden können, in sein höchlich ehrwürdiges und autoritatives Vademecum des Burgtheaters schrieb: „Rein Mensch“, meint sie, wird von so einem reifen-sarbenen Kallidat eine schwere, graue Problembildung erwartet, aber jeder überlegt urteilende Mensch wird zugeben müssen, daß das Theater neben einem Goethe, Föhen oder Gerhart Hauptmann eben auch dieses nicht weiser als gut und häßlich angezogenen, amüsanten und schürmannten Zuschichterspielteu beachtet. Wenn man aber noch so sehr auf die schwere Kost im Theater eingeschworen ist, so wird man doch zugeben müssen, daß Fremden, die nichts weiter als eine angenehme leichte Unterhaltung sein wollen, für jedes Theater nun einmal eine Notwendigkeit sind. Und ich halte mich für keine schlechtere Deutsche, wenn ich, wie viele andere Leute, der Meinung bin, daß die häßlichsten Dinge dieser Art eben doch noch immer von den Franzosen geschrieben werden. Das trifft auch auf die gestrige Komödie zu. Ich gebe ja gern zu, daß besonders moralische Kritiker an ihr ein paar kleine Schwächen ausfinden könnten. Aber alles, was um diese paar Szenen herumgeschrieben ist, hat die besten und wirklich reifensten Zuschichtler gemerkt, denen man heute auf dem Theater begegnen kann; es ist nett, witzig, amüant, und dabei — so kommt es wenigstens mir allen Schauspielern vor — haben alle diese Zuschichterspieler immer einen gewissen Fonds von Menschlichkeit. Sie haben Föhen, und das muß doch unweigerlich fühlen, denn mit einer Rolle, die aus ein paar kalten und leeren Gesichtlichkeiten besteht, könnte ich wahrhaftig nichts anfangen. Ich war für den Entschluß, den ich gestern bekam, so glücklich. Aber wenn ich dann lese, daß nur ich es gewesen sein soll, der die Rolle die Herz und ihre Seele veranlaßt, möchte ich das gar nicht aus Versehenheit, sondern aus innerster Lieberzeugung ablehnen. Aus einer Sache, die nichts ist, kann kein Schauspieler wirklich etwas machen, und gerade die alte Frau in der „Nacht ins Blaue“ hat soviel Lebenslustigkeit, Wärme und echtes Gefühl, daß man das alles nicht als bloße Routine und Handwerksmäßigkeit hinstellen sollte.“

Frau Wilbrandt hat sich wieder einmal warm geredet, was ihr übrigens dreißigmal des Tages passiert. Und da sie schon dabei ist, erzählt sie auch gleich ihre Empfindungen bei der gestrigen Affäre. „Ich war“, sagt sie, „natürlich ganz ahnungslos und ich habe erst viel später gehört, daß unser Direktor auf irgendein Mitspieler des Publikums halb und halb gefaßt gewesen sein soll. Und wie es dann also losgegangen ist, muß ich sagen, daß ich eigentlich nicht einmal besonders aus der Fassung geraten bin. Ich weiß nur, daß ich mir in dem Augenblick, in dem die Leute Spektakel zu machen angingen, wie ein Mensch vorkommen bin, der sich in einer kritischen Situation sagt: An Gottes Willen, was macht du jetzt, wie siehst du dich an kläglichen aus dem allen heraus? Und so ist es eigentlich nicht richtig, daß ich — wie ich gelesen habe — mehrmals vergeblich versucht haben soll, den Arm durch Beizeisprechen zur Ruhe zu bringen.“ Ich wußte im Gegenteil ganz genau, daß das nichts nützen würde,